

Heimatbrief Marienloh

Arbeitsgemeinschaft
für Heimatpflege und Geschichte



Nr. 47 • Juli 1999

Liebe Marienloher!

Zunächst gun Dag int Hius!

Das Besprühen der Hauswände und ähnlichen Gegenständen hat in unerträglicher Weise zugenommen. Es scheint einigen Mitbürgern nicht bewusst zu sein, dass diese „Graffiti“ genannten Schmierereien ein Ärgernis und eine Sachbeschädigung sind. Wir müssen alle aufmerksam sein, damit die Täter erkannt, die Tat angezeigt und Schadenersatz gefordert werden kann.

Die Kirchengemeinde Sankt Joseph wird auf Initiative von Herrn Pastor Löckmann einen Kreuzweg mit 14 Stationen errichten. Dieser soll nicht nur in der Fastenzeit, sondern auch von den Wallfahrern und stillen Betern gegangen werden. Dabei ist an folgende Strecke gedacht: Bendeslo, Senneweg, Wäldchen, Friedhof, Kirche mit einer Station beim Ehrenmal. Dazu einige Anmerkungen: Das Wäldchen ist meistens feucht, was dem Naturstein sicherlich langfristig schaden wird (Algenbildung, Frostsprengung). Das Wäldchen zu verändern ist aus Umweltgründen abzulehnen. Ich schlage einen Weg über den Friedhof und dessen Erweiterung vor, mit Einbeziehung des Friedhofs Kreuzes und letzter Station in der Kirche (Maria mit dem Leichnam Jesu). Die Vorteile liegen in der Überschaubarkeit, würdiger und gepflegter Umgebung denn dadurch ist die Gefahr von Vandalismus nicht so groß (siehe oben).

Verliert die Kirchengemeinde Sankt Joseph ihre Selbstständigkeit, wird sie aufgelöst? In einem Interview aus der Kirchenzeitung „Der Dom“ vom 30.05.1999 hat Prälat Schwingenheuer, Leiter der Haupt-

abteilung Pastorale Dienste im Generalvikariat unter anderem folgende Aussagen gemacht: Die 776 Gemeinde des Erzbistums sollen zu 250 Pastoralverbänden zusammengeschlossen werden. Ein Pastoralverband soll mindestens 5000 Katholiken haben. Die Pastoralen Dienste sollen zwei Priester und möglichst eine Gemeindeferentin haben. Die kommunalen Grenzen sollen eingehalten werden. Die Gemeinden bleiben rechtlich bestehen. Pastor Löckmann schreibt dazu im Pfarrbrief 11/99 vom 06.06.1999, dass Marienloh wahrscheinlich mit Neuenbeken und Benhausen einen Verbund bilden wird. Das wären dann mehr als 5000 Katholiken. Der Pfarrer würde dann in Neuenbeken wohnen. Ich frage mich, warum eigentlich? Marienloh ist der größere Ort.

Mit freundlichen Grüßen

R. Mentius



Das Haus Nr. 47 - erbaut 1835 -
abgebrannt und wieder aufgebaut 1912

Alle Bauernhöfe und Hausstätten in Marienloh



Hausstätte „Buse Meise Nr. 47“

Über die Hausstätte Nr. 47 habe ich, um darüber berichten zu können, lange und oft ergebnislos geforscht. In den alten amtlichen Unterlagen ist über diese Hausstätte nur unzureichend geschrieben worden.

Es handelt sich hier um das kleine leerstehende Häuschen unmittelbar an der Bus-Haltestelle Meise. Dieses Haus ist im Besitz von Otto Meise, Detmolderstraße.

Nach meiner Recherche wurde 1835 hier ein kleines Fachwerhaus gebaut. Der Bauherr dieses Hauses ist mit größter Wahrscheinlichkeit ein Hermann Buse, über den ich, da es im Heimatbrief Nr. 16 unterlassen worden ist, über den Hof Buse-Schmelter zu berichten, im nachfolgenden Beitrag dieses nachzuholen.

Das Baujahr 1835 ist deshalb gegeben, weil es genau in die Vergabe der laufenden Hausnummern passt, und in einem Lageplan dieses Haus schon mit eingezeichnet war.

Hermann Buse hat dieses Haus sehr wahrscheinlich als seinen späteren Alterssitz gebaut.

Zu dieser Zeit war der Ziegelbrenner Friedrich Meise aus Wilberg bei Horn, von 1828-1840 Pächter der Ziegelei Ewers auf dem Theilhof (heute Johannes Schmidt-Füller Theilhof. Dieser wohnte, da auf dem Theilhof keine freistehende Wohnung vorhanden war, zunächst auf dem Hof Schmidt-Kroiersburn Nr13 .Nach Fertigstellung des Hauses Nr. 47 zog Friedrich Meise mit seiner Familie in dieses Haus ein. 1842 ist vermerkt, das Friedrich Meise hierfür jährlich zwei Mark Grundsteuer zahlte.

Laut Kaufvertrag vom 18.03.1857 kaufte Adolf Meise, ein Sohn des Friedrich Meise neben anderen Liegenschaften, auch das Haus Nr. 47. Hier wohnte er mit seiner Familie und seinen Ziegelbrennern bis 1882. Ab dieser Zeit wohnten nur noch in der Saisonzeit von März bis Oktober seine Ziegelbrenner hier. In der unbewohnten kalten Jahreszeit versuchten es auch schon mal die Landstreicher hier "kostenfrei" zu wohnen. Und so kam es wie es kommen mußte, dass eines Nachts das Fachwerkhäus in hellen Flammen stand. Der verstorbene Franz Oppermann der seit 1908 am Klusheideweg wohnte, soll noch gesehen haben, wie ein brandstiftender Landstreicher das Weite suchte.

Noch im gleichen Jahr wurde das völlig niedergebrannte Haus an gleicher Stelle mit den hier gefertigten Ziegeln so wie wir es heute noch vorfinden, wieder aufgebaut. Bis zur Schließung der Ziegelei 1918 bewohnten es weiterhin die Ziegelbrenner.

In der Folgezeit wurde das Haus von verschiedenen Marienlohern bewohnt. Von 1923 - 1930 wohnte hier die Familie Johannes Schäfers-Karls. Sie zogen 1930 in ihr selbsterbautes Haus auf der Klusheide an der Bahn. Danach bewohnte es Alex Meier-Schreiners, der hier auch eine Schusterwerkstatt betrieb, bis 1940 in diesem Haus. Im und nach dem Kriege fanden hier Ausgebombte und Flüchtlinge ihre Unterkunft. Teilweise waren bis zu neun Personen in diesem kleinen Haus untergebracht. Einer der letzten Mieter war der Organist Ulrich Schneider, heute wohnhaft in Bad Lippspringe.

Da das Haus weder Kanal- noch Wasseranschluß hat, und auch langsam „in die Jahre kommt“, ist eine Weiternutzung unter den derzeitigen Verhältnissen und der baupolizeilichen Vorgaben nicht mehr möglich. Deshalb wird die Hausstätte Nr.47 sehr wahrscheinlich eines Tages, wenn der Bebauungsplan M 20 zum Zuge kommt, aus Platz- und Altersgründen, einem Nachkömmling weichen müssen.

Andreas Winkler

Der Hof „Meise-Buse-Schmelter Nr. 16“

Im 17. Jahrhundert standen in Marienloh an dem heutigen „Von-Hartmann-Weg“, aus welchen Gründen auch immer, vier Bauernhöfe so dicht zusammen, daß kaum eine Anbau- oder Erweiterungsmöglichkeit gegeben war. Einer dieser Höfe war der Hof Schmelter, der bei der Hausnummern-Vergabe 1769 die Nr. 16 bekam.

Dieser Hof stand dort, wo sich heute die Haus- und Hofstätte der Familie Sievers befindet.

Wann dieses Fachwerkhaus gebaut worden ist, ist nicht mehr nachvollziehbar. Bei der Mergenloischen Spezifikation vom 3. Mai 1672 bewirtschaftete Peter Schmelter in meyerstädtischer Verwaltung und Pachtung diesen Hof von ca. 47 Morgen. Für die damalige Zeit war das schon ein respektable Betrieb. Allerdings gehörte damals fast der gesamte Grund und Boden noch den Herren von Haxthausen und die Bauern standen in Leibeigenschaft.

Um 1765 bewirtschaftete Hermann Göllner (* 1735, † 1805) mit seiner Ehefrau Gertrud, geb. Baden aus Schwaney (* 1730, † 1784) diesen Hof. Die Ehe blieb kinderlos. Nach dem Tode von Gertrud heiratete Hermann Göllner in zweiter Ehe am 24. September 1784 die Anna Christiane Schütz aus Schwaney. Auch diese Ehe blieb kinderlos.

Im Jahre 1808 finden wir in den Unterlagen einen Anton Göllner als Besitzer der Hofstätte, der auch wiederum Schmelter genannt wurde. Anton stammte sehr wahrscheinlich aus der Ehe von Philipp Göllner und dessen Ehefrau Gertrud, geb. Lücken aus dem Hause Nr. 13 (Kreuersburen), denn diese Familie hatte 3 Söhne.

1816 wird dann als neuer Besitzer Hermann Buse aus Lippspringe angegeben.

Hermann Buse, geb. am 24. September 1790 in Lippspringe, Grabenstraße Nr. 112, von Beruf Schuster und Schankwirt, heiratete am 15. Mai 1816, die am 30. September 1790 in Schwaney geborene Christiane Berenz. In dieser Ehe wird am 30. Oktober 1821 der spätere Hoferbe Heinrich Buse geboren.

Bedingt durch die Enge der damaligen Bebauung oder aber auch weil das Gebäude überaltert war, entschloß sich Hermann Buse-Schmelter auszusiedeln. Für die damalige Zeit und die Verhältnisse war das ein wagemutiges Unternehmen.

Am Ortseingang, dort wo heute das Gehöft von Otto Meise steht, besaßen die Schmelters ein größeres Stück Land. Die heutige Detmolder Straße war zu der Zeit noch ein Fußweg von Paderborn nach Lippspringe. Die eigentliche Landstraße führte unterhalb des Theilhof kommend, am Gehöft des Josef Hanewinkel vorbei - dort wo heute noch die Eichen stehen - dann am Hof Meyer-Hassen, Meyer-Pöls, Fischer-Eiwekes, im Bogen zurück auf die heutige Detmolder Straße. Hier am Fußweg baute 1831 Hermann Buse einen neuen Bauernhof in Fachwerkbauweise.

Da er nebenberuflich Schankwirt war, wurde gleichzeitig im Hause eine Wirtschaft eingerichtet, die von 1831 - 1856 nicht nur den Marienloher Bürgern sondern hauptsächlich den überlandfahrenden Pferdegespannen als Pausen- und Übernachtungsstelle diente. Früher sagte man zu einer solchen Wirtschaft auch „Ausspann“.

Bei schwer beladenen Wagen, die nicht aus eigener Kraft durch die Bekefurt kamen, leisteten die hiesigen Bauern Vorspann. Führten die Flüsse Hochwasser, blieben die Fuhrwerke so lange am Ufer, bis die Beke wieder durchfahrbar war. Hierfür hatte Bauer Buse eigens einen größeren Pferdestall gebaut, der auch schon einmal als Festsaal diente. Ein alter Bierkeller im Hause Meise gibt noch heute Zeugnis damaliger Zeit. Das alte Gebäude im Ort wurde später abgerissen.

Gemeinsam mit seinem Sohn Heinrich, der am 30. Oktober 1821 geboren war, führte Bauer Buse die Land- und Gastwirtschaft. Am 24. Mai 1851 überschrieb Hermann Buse den gesamten Besitz an seinen Sohn Heinrich. Dieser heiratete am 13. Mai 1851 die in Salzkotten geborene Elisabeth Niggemeier. Am 23. Juli 1858 wurde der spätere Hauserbe Nr. 16, Hermann Buse, geboren.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts stand die Ziegelei auf dem Theilhof wieder in voller Blüte. Der Besitzer, Johann-Georg Sievers verpachtete die Ziegelei 1835 für 60 Taler jährlich an den Ziegelbrenner Friedrich Meise aus Wilberg bei Horn.

Aber im Laufe der Jahre wurde der Ton auf dem Theilhof immer knapper und Friedrich Meise mußte sich nach anderen Ton- bzw. Lehmgründen umsehen. Gemeinsam mit den beiden Söhnen Simon und Adolf fand Familie Meise ein ertragreiches Gelände nahe der Beke, im Besitz von Heinrich Buse. 1854/55 wurde Adolf Meise mit Heinrich Buse handelseinig und er kaufte in der Flur II die Flurstücke 158/59, um hier eine Ziegelei zu errichten. Am 11. Februar 1856 erhielt Meise vom Mindener Regierungspräsidenten unter gewissen Auflagen gegen Umweltverschmutzung die Genehmigung, hier eine Ziegelei zu errichten. Inzwischen hatte Familie Meise ebenfalls in Oberntudorf eine Ziegelei erworben. Die Söhne Simon und Adolf hatten zuvor aus der stillgelegten Ziegelei auf dem Theilhof alle noch brauchbaren Maschinen und Geräte von Johann-Georg Sievers angekauft. Diese wurden in der neuen Ziegelei wieder eingebaut und verwendet.

Die Familie Meise wohnte zunächst in dem kleinen Fachwerkhaus. Dieses Fachwerkhaus brannte um 1912 völlig ab, so daß Simon und Otto Meise an gleicher Stelle ein Haus aus eigenen Ziegelsteinen - so wie wir es heute noch vorfinden - neu erstellten. Laut Vertrag vom 18. März 1857 kauften die Gebrüder Meise weitere Parzellen für 2.800 Taler vom Schankwirt Heinrich Buse.

Der Brennofen wurde unmittelbar neben diesem Haus errichtet. Es war allerdings kein Ringofen, wie in vielen anderen großen Ziegeleien, sondern ein viereckiger Bau, der im Inneren mit einer Roste versehen war. Auf diese Roste wurden die luftgetrockneten Steine mit kleinen Zwischenräumen aufgestapelt und unterhalb der Roste wurde ein Holz- und Kohlenfeuer entfacht. Der Brennvorgang bei 800^o bis 1000^o dauerte je nach Beschaffenheit des Brennmaterials 5 - 6 Tage. Sobald die Ziegel fertig gebrannt waren, wurden diese in noch heißem Zustand aus dem Ofen gefahren und und durch ungebrannte Ziegel erneut eingesetzt. Durch diesen schnellen Arbeitsvorgang kühlten die Außenwände des Ofens nicht so schnell ab, und man sparte Heizmaterial. Damit die Arbeiter in der Hitze überhaupt arbeiten konnten, hängten sie sich nasse Säcke und Tücher um.

Quer zum heutigen Klusheideweg standen die zwei Darren bzw. die überdachten Schuppen, in denen die Ziegel nach der Formung zum Trocknen eingelagert wurden. Das Zubereiten des Lehnteiges wurde mit Pferden vollzogen. Diese stampften in einem Rundlauf - wie bei einem Göpel - den Lehm durch das Zusetzen von Wasser und dem Nach-sich-ziehen eines breiten runden Gewichtes zu einer formfähigen Masse, die dann von den Ziegeln geformt wurde. Die gebrannten und verkaufsfertigen Steine standen entlang des Klusheideweges.

Eine Zeitzeugin weiß zu berichten, dass man in der Obstzeit in dem Ofen auch Zwetschen und Äpfel trocknen konnte.

Durch den guten Absatz der Ziegel wurde schon bald der Lehm an der Beke knapp und man mußte andere Lehm- und Tonvorkommen erschließen. Fündig wurde man zunächst am Bücklerweg. Diese Grube diente später der Gemeinde Marienloh als erste Mülldeponie in den fünfziger Jahren.

Danach wurde der Ton aus dem Klusholz und aus der Lehmkuhle abgetragen. Die Lehmkuhle befand sich im Besitz von Mertens-Tallmeier. (heutige Aachener Siedlung) Im Jahre 1859 trennten sich die Gebrüder Meise. Adolf wurde alleiniger Besitzer der Ziegelei in Oberntudorf und Simon bekam laut Vertrag vom 9. September 1859 die Ziegelei in Marienloh.

Am 19. Januar 1877 kaufte Simon Meise noch weitere Parzellen von Buse. Das alte Gehöft, das erst 1831 von Hermann Buse errichtet worden war, wurde später abgerissen und mit Ziegelsteinen neu errichtet. 1882 zog die Familie Meise in das neue Gehöft ein, das sich äußerlich, allerdings später mit einem Aussenputz versehen, heute noch im gleichem Zustand befindet.

Der ehemalige Besitzer des Schmelter Hofes, Heinrich Buse, verzog mit seiner Familie nach Salzkotten. Zuvor hatte er den Rest seiner Ländereien in einer Größe von 21 Morgen und 200 Ar lt. Vertrag vom 21.8.1858 an den aus Schlangen stammenden Simon Plöger verkauft. Dieser baute dann ein Jahr später darauf in der Marienloher Flur 2, Parzelle 22, das heute noch im Felde stehende Bauernhaus (Krome-Böddeker am Kirschenweg Nr. 62.).

Simon Meise, der neue Besitzer des Hofes, der 1809 in Wilberg bei Horn geboren worden war, heiratete um 1838, die 1810 geborene Amalie-Louise-Dorothea Görder. In dieser Ehe wurden 3 Söhne geboren. Am 21. September 1840 wurde der spätere Hof- und Ziegeleierbe Friedrich-Simon-Hermann Meise in Marienloh geboren. Seine Mutter verstarb am 1. Februar 1880 und sein Vater am 13. August 1889. Friedrich-Simon-Hermann, genannt Simon-Meise-Schmelter, heiratete am 24. Oktober 1882 die am 13. August 1858 in Haustenbeck Nr. 25 geborene Johanna-Henriette-Wilhelmine Oesterhaus. Diese war die Tochter des Friedrich Oesterhaus und dessen Ehefrau Wilhelmine, geborene Röhrmann.

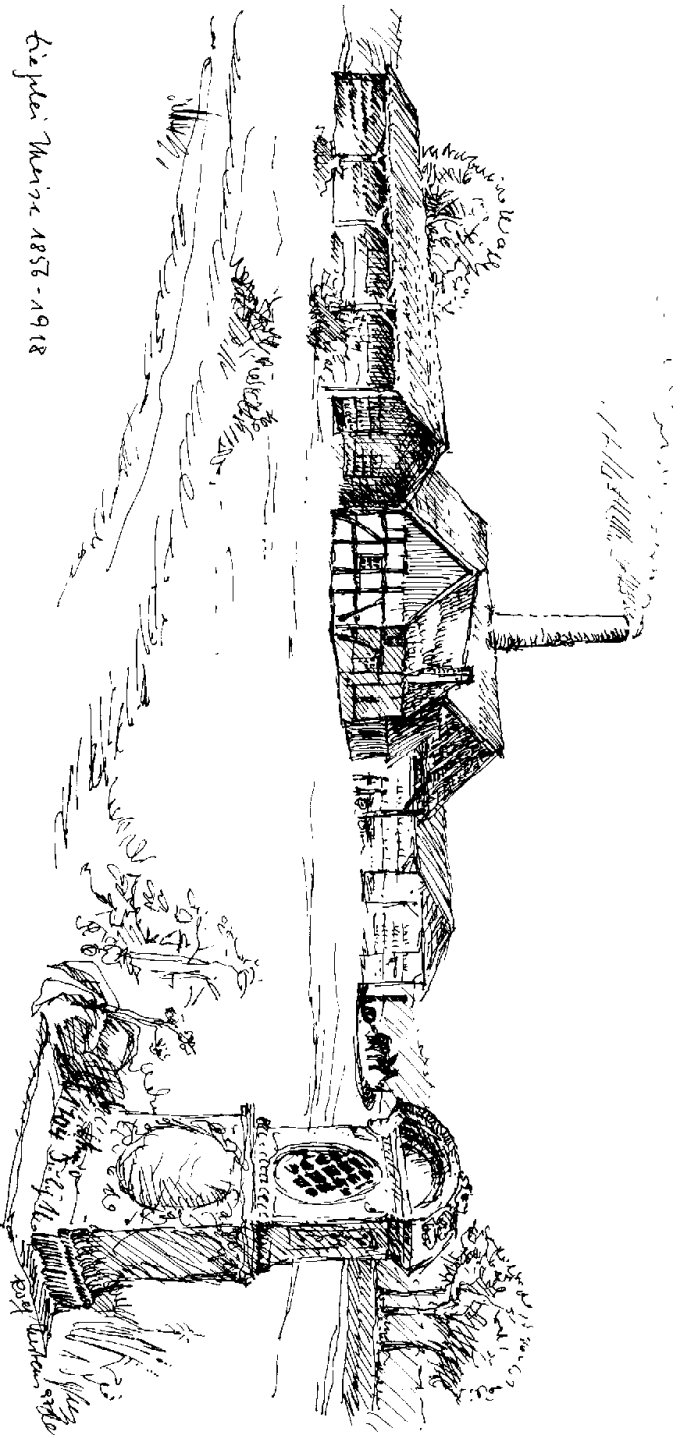


Fig. 101 Meise 1856-1918

Ziegelei Meise 1856 -1918

Im Vordergrund Haus Nr. 47 - Bildmitte der Brennofen - rechts und links die Darren
im Hintergrund die Lehmzubereitungsanlage - vorn rechts das Heiligenhäuschen vom 16. Juli 1704 (s. Heimatbrief Nr. 10)
Zeichnung nach amtlichem Lageplan (1906) von Rolf Mertens, Neuenbeken

In der Ehe Meise-Oesterhaus wurde am 6. September 1887 der spätere Erbe Otto Meise geboren. Dieser wiederum heiratete am 18. Dezember 1936 die am 15. Oktober 1900 in Haustenbeck geborene Wilhelmine-Henriette Oesterhaus aus dem Hause Nr. 18. Dieses Haus stand unmittelbar an der westfälisch-lippischen Landesgrenze. Der Vater von Otto verstarb 1909 und seine Mutter 1914.

Im gleichen Jahr, in dem Simon Meise gestorben war, wurde die Ziegelei an den Ziegler Friedrich Brinkmann aus Kohlstädt verpachtet. Dieser war am 22.09.1879 geboren und war mit der am 01.08.1877 in Lippspringe geborenen Gertrud Alewelt verheiratet.. Sie wohnten beide in Bad Lippspringe.

Inzwischen war auch in den Ziegeleien die Mechanisierung weiter fortgeschritten, so daß der Betrieb in Marienloh, bedingt durch die weiten Anfahrtswege des Rohmaterials, nicht konkurrenzfähig bleiben konnte. Zum Ende des 1. Weltkrieges, im Jahre 1918, wurde sie endgültig stillgelegt. Damit war das über 350 Jahre alte Gewerbe des Ziegelbrennens in Marienloh beendet.

Das Werksgelände bzw. die Tongruben wurden eingeebnet, und der alte Zustand der Landschaft war soweit wie möglich wieder hergestellt. Heute kann man nur noch erahnen wo einst die Ziegelei gestanden hat.

Der Hof Schmelter war im Laufe der Jahre auf 45 Morgen angewachsen. Wenn die Familie Meise um 1900 drei Pferde, eine Kuh und ein paar Schweine besaß, so hatte sie um 1930 zwei Pferde, fünf Kühe, ca. zehn Schweine und das dazugehörige Federvieh.

In der Ehe von Otto Meise und Henriette-Wilhelmine geb. Oesterhaus wurden zwei Kinder geboren. Am 7. Juli 1937 der jetzige Hoferbe Otto und am 13. Dezember 1939 die Tochter Elfriede. Der Vater Otto verstarb am 4. Mai 1958 und seine Mutter, bekannt unter dem Namen „Meisen Minna“, verstarb im hohen Alter von 96 Jahren am 25. Juli 1996.

Otto Meise, der ledig blieb, bewirtschaftete die nicht verpachteten Flächen viehlos weiter, so daß der Hof Schmelter heute an der Detmolder Straße Nr. 352 weiterhin besteht.

Andreas Winkler

Kriegszeit - Notzeit

Die Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares durch serbische Terroristen Ende Juni 1914 in SARAJEWO löste den 1. Weltkrieg aus. Anfang August, das mit Österreich verbündete Deutsche Reich kämpfte gegen Rußland und die alliierten Engländer und Franzosen, rollten in dichter Folge durch Paderborn die Truppentransportzüge an die Front in Ost und West. Die allgemeine Erwartung war, daß der Krieg von kurzer Dauer sein würde. Die meisten Soldaten glaubten, „Weihnachten sind wir wieder zu Hause“. Mit dementsprechenden Kreideaufschriften waren viele Waggons versehen: „Zum Frühschoppen nach Paris“, oder „Extrawagen nach Petersburg“. Die böse Ernüchterung, im September lag die deutsche Offensive vor Paris fest, und die Russen drangen in Ostpreußen ein. Dann folgten vier opfer- und entbehrungsvolle Kriegsjahre.

Dass auch die politische Führung des Deutschen Reiches einen kurzen Feldzug erwartete belegt der Tatbestand, daß weder nennenswerte Lebensmittelvorräte angelegt waren, noch eine sofortige Rationierung der notwendigen Versorgungsgüter erfolgte. Zusätzlich verschärfte wurde diese prekäre Ausgangslage durch die gleich mit Kriegsbeginn von den Engländern verhängte Seeblockade, die Deutschland folgenschwer vom Welthandel und der Verbindung zu den eigenen Kolonien total abschnitt. Der daraufhin vom Reich eröffnete U-Bootkrieg blieb angesichts der übermächtigen und auf allen Weltmeeren präsenten Royal Navy, weitgehend wirkungslos. Mit zunehmender Kriegsdauer wirkte sich die Abschnürung von den internationalen Seewegen und Märkten zur Hungerblockade aus, die vor allem der städtischen Bevölkerung Leiden und Opfer abforderte.

Bereits nach wenigen Monaten, im Winter 1914/15, führten die fehlende Bevorratung, das Fehlen jeder Verteilungsplanung und die voll wirkende britische Seeblockade zu schweren Problemen in der Lebensmittelversorgung. Die erste, eher hilflose, Reaktion der Behörden darauf war die Festsetzung von Höchstpreisen für die Grundnahrungsmittel Brot, Kartoffeln, Fleisch und Fetten. In welchem begrenztem Maße diese Anordnungen und Appelle an die Öffentlichkeit Wirkung hatten, zeigten die Preise für Einkellerungskartoffeln. Obwohl noch in Goldmark zu zahlen war, waren nach der Ernte Mitte Oktober die Kartoffelpreise des Frühjahrs (!) 1914 von 2 - 3 Mark je Zentner (50kg) bis auf 6 Mark in Paderborn gestiegen. In Marienloh hatte der Lehrer für seinen Wintervorrat immerhin 4 Mark je Ztr. zu bezahlen. Im November gab die Paderborner Bäckerinnung bekannt, dass auf behördliche Anweisung dem Weizenmehl 10% Roggenanteile beizumischen waren. Einen Monat später erfolgte das Verbot, jegliches Getreide an Vieh zu verfüttern.

Zum Jahreswechsel 1914/15 hat der Marienloher Gastwirt und Kolonialwarenhändler Koch die 'Friedenspreise' der gängigen Nahrungsmittel je Pfund (500 g.) und der Verbrauchsgüter mit den aktuellen Preisen verglichen. Sämtliche Preise waren gestiegen, zum Teil drastisch. Die eingeklammerten Zahlen waren die sog. 'Friedenspreise'; Reis 80 Pfennige (20); Graupen 70 Pf. (20); Linsen 55 Pf. (16); Bohnen 55 Pf. (18); Speck 2,25 Mark (70-80 Pf); 1 Ltr. Rüböl 3,25 Mark (65-70 Pf.); 1 Ltr. Leinöl 4,00 Mark (1,20 M); 1 Hering 15-18 Pf. (5-10); 1 Ei 15-18 Pf. (4-5); 1 St. Seife 70 Pf. (20).

Am 16. Januar 1915 gab der Landrat in Paderborn eine Bekanntmachung heraus: „Ich mache hiermit nochmals ausdrücklich darauf aufmerksam, dass jeder, dem das Verfüttern von Brotgetreide und Brot nachgewiesen wird, unnachsichtlich der gerichtlichen Bestrafung entgegengeführt wird. Ferner werde ich die Namen dieser Personen öffentlich in der Zeitung bekannt geben. Einen Monat später, am 26. Februar 1915, erließ der Kreis Ausschuß des Kreises Paderborn eine aus 13 Paragraphen bestehende „Verordnung über die Abgabe und Entnahme von Brot und Mehl“, deren erster § lautete: „Die Abgabe und Entnahme von Brot und Mehl darf nur auf Grund von Ausweisen (Brot Scheinen) erfolgen.“ Im § 4 war der Kreis der Bezugsberechtigten festgelegt: „Zum Bezug von Brotkarten ist nur der berechtigt, der im Kreise Paderborn polizeilich gemeldet ist.“ Die bis dahin in Deutschland unbekannte Lebensmittelbewirtschaftung beschrieb der Schulchronist so: „Jede Person erhielt eine Brotkarte; damit holte jeder Brot von Koch, (dem ortsansässigen Bäcker, H.S.) Die Brotkarten sammelte Koch alle 14 Tage und brachte sie zum Landratsamt. Hier bekam er über die Summe eine Bescheinigung und über den Verbrauch seines verkauften Mehles nach seinem Mehlbuche ebenfalls. Mit der Bescheinigung ging er zum Mehlhändler und kaufte neu ein und so fort.“ Zur gleichen Zeit mußte der Brotteig durch den Zusatz von Kartoffelmehl gestreckt werden,“ dieses Brot erhielt den Namen K=Brot (Kriegsbrot):80% ausgemahlen und 10% Kartoffelmehl; wurden 20% zugesetzt, so war es K=K Brot (Kriegs/Kartoffelmehlbrot). Von Weißbrot durften nur mehr Zwiebäcke und Brötchen gebacken werden. Kuchen zu backen, war verboten. Zum „Streuen“ durfte nur mehr Holzmehl benutzt werden.“

Butter, damals noch weitgehend von den Milcherzeugern selbst mit der Zentrifuge hergestellt und auf den Wochenmärkten angeboten, wurde zunächst nicht bewirtschaftet. Man glaubte noch zu Beginn des zweiten Kriegsjahres, mit der Festsetzung von amtlichen Höchstpreisen und deren Kontrolle auf den Märkten durch die Polizei möglichen Preiswucher begegnen zu können. Zusätzliche Appelle in der Tagespresse sollten die patriotische Gesinnung stärken helfen, wie dieser:“ Die schlimmsten Feinde des Vaterlandes sind die Lebensmittelwucherer. Sie bilden die letzte Hoffnung

Deutschland steht gegen eine Welt von Feinden, die es vernichten wollen. Es wird ihnen nicht gelingen, unsere herrlichen Truppen niederzuringen, aber sie wollen uns wie eine belagerte Festung aushungern. Auch das wird ihnen nicht glücken, denn wir haben genug Brotkorn im Lande, um unsere Bevölkerung bis zur nächsten Ernte zu ernähren. Nur darf nicht vergeudet und die Brotrucht nicht an das Vieh verfüttert werden.

Haltet darum haus mit dem Brot, damit die Hoffnungen unserer Feinde zuschanden werden.

Seid ehrerbietig gegen das tägliche Brot, dann werdet Ihr es immer haben, mag der Krieg noch so lange dauern. Erzieht dazu auch Eure Kinder.

Verachtet kein Stück Brot, weil es nicht mehr frisch ist. Schneidet kein Stück Brot mehr ab, als Ihr essen wollt. Denkt immer an unsere Soldaten im Felde, die oft auf vorgeschobenen Posten glücklich wären, wenn sie das Brot hätten, das Ihr verschwendet.

Esst Kriegsbrot; es ist durch den Buchstaben K kenntlich. Es sättigt und nährt ebensogut wie anderes. Wenn alle es essen, brauchen wir nicht in Sorge zu sein, ob wir immer Brot haben werden.

Wer die Kartoffel erst schält und dann kocht, vergeudet viel. Kocht darum die Kartoffeln in der Schale, Ihr spart dadurch.

Abfälle von Kartoffeln, Fleisch, Gemüse, die Ihr nicht verwerten könnt, werft nicht fort, sondern sammelt sie als Futter für das Vieh, sie werden gern von den Landwirten geholt werden.

Aufruf zum sorgsamem Umgang mit Lebensmitteln

unserer Gegner, dass sie uns nicht mit den Waffen, sondern durch die Aushungerung Deutschlands durch den Lebensmittelwucher im eigenen Lande besiegen werden.“

Jedoch die behördlichen Verordnungen, Strafandrohungen und Aufrufe können eine nur begrenzte Wirkung gehabt haben. Anfang November 1915 erschien in der Lokalpresse folgende Notiz: „An die neuen Höchstpreise für Kartoffeln vermochten sich zwar zunächst verschiedene Verkäufer nicht zu gewöhnen und suchten mit allerlei Kunstgriffen höhere Preise zu erzielen (pfundweiser Verkauf, H.S.) Den Butterfrauen war der amtliche Höchstpreis ebenfalls anfangs nicht gelegen, teilweise forderten sie höhere Preise, zum Teile entfernten sie sich auch vom Wochenmarkt und versuchten in den Privathäusern bessere Geschäfte zu machen.“

Der Marienloher Lehrer Friedel beschrieb als Zeitzeuge diese skandalösen Vorgänge so: „Noch immer wollen die Krawalle auf dem Buttermarkt nicht aufhören. Schon im Ort gab es solche. Ich selbst war zweimal Zeuge, wie die Schutzmannschaft dazwischenfuhr, aber umsonst. Es wurden vom Magistrat in Paderborn an den Lindenbäumen auf dem Domplatz die „gesetzlichen“ Preise für alle Marktwaren angeschlagen - aber umsonst. An den Toren, ja weit außerhalb der Stadt hielt man die Marktweiber an und kaufte ihnen ab, für jeden Preis, den sie hatten. Und die forderten nicht zu knapp. Die Lebensmittelnot war da, und das wurde ausgenutzt.“ Was Wunder, dass Familienvater und Alleinverdiener Friedel die amtliche Politik der Höchstpreise zur Steuerrung der Lebensmittelversorgung schlicht als „Mumpitz“ bezeichnete. Auch die im November 1915 angeordneten ‘fleischfreien Tage’, jeweils dienstags und freitags durften die Metzger kein Fleisch verkaufen, und in den Gaststätten keine Fleischgerichte angeboten werden, machten nur die Hilflosigkeit der Behörden gegenüber den Versorgungsproblemen deutlich.

War auf dem flachen Lande wegen der Nähe oder der Verwandtschaft zu den Erzeugern von Getreide, Fleisch und Fett, teils auch durch die Erträge aus dem eigenen Garten, die Ernährungslage noch irgendwie zu meistern, so herrschte besonders in den Industriestädten bald große Not. Durch Vermittlung des Paderborner Bischofs kam eine Art ‘Kinderlandverschickung’ zustande. Um den wegen mangelhafter Ernährung in ihrer Entwicklung bedrohten Heranwachsenden zu helfen, suchte der Pastor Hartmann Familien, die Kinder zu einem sechswöchigen Erholungsaufenthalt aufnahmen. Am 12. Juli 1916 kamen die ersten 26 Kinder nach Marienloh. Nachdem im Juni 1916 eine Zucker- und Seifenkarte eingeführt worden war, folgte im Juli die Bewirtschaftung aller Fleischwaren mit der Ausgabe der Reichsfleischkarte. Je nach der aktuellen Versorgungslage wurden die für die nummerierten Kartenabschnitte freigegebene Fleischmenge pro Person bekanntgegeben. Ab August erfolgte die Bewirtschaftung der Butter, nun standen jedem ‘Normalverbraucher’ 80 Gramm Butter in der Woche zu.

Erläuterungen

zur

Herstellung des kartoffelhaltigen Brotes.

Für die Herstellung von kartoffelhaltigen Broten kommen folgende Formen von Kartoffelerzeugnissen in Frage:

1. Kartoffelwalzmehl und Kartoffelflocken,
2. Kartoffelstärke,
3. Ein Gemisch von 1 und 2,
4. Frische Kartoffel.

1. Kartoffelwalzmehl und Kartoffelflocken: Der Pflichtzusatz beträgt 5%, es müssen also auf je 95 Teile Roggenmehl 5 Teile Kartoffelmehl verwendet werden. Größere Zusätze bis 20% sind durch Aufdruck eines „K“ auf das Brot zu kennzeichnen. Bei 10% würden also 90 Teile Roggenmehl mit 10 Teilen Kartoffelmehl, bei 20% 80 Teile mit 20 Teilen Kartoffelmehl zu mischen sein.

Bei der Verarbeitung des Kartoffelwalzmehls und der Kartoffelflocken ist die Sauerteigführung wie bisher zu handhaben; das Kartoffelmehl wird mit dem übrigen Roggenmehle dem reifen Vollsauer bei der Teigbereitung zugesetzt. Die Kartoffelflocken können zweckmäßig vorher mit Wasser angerührt werden, damit die voluminöse Masse zusammensickert.

Bei dem Pflichtzusatz von 5% bietet auch die Aufarbeitung des Teiges keine Schwierigkeiten, sie kann in der gewohnten Weise vor sich gehen; bei größeren Zusätzen von 10 und im besonderen von 20% der genannten Kartoffelerzeugnisse ist der Teig bedeutend fester zu halten, als man es bisher zufolge des Abgreifens der Teige gewohnt ist, weil sowohl Flocken wie Walzmehl zuerst sehr begierig Wasser aufnehmen, dann aber nicht mehr nachquellen, so daß die Teige, wenn sie nicht sehr fest sind, nachlassen, breitstehen und zu ganz feuchten Gebäcken ausbacken. Bei diesen größeren Zusätzen muß auch möglichst knapp geschoben werden, weil die Brote nicht viel Gare vertragen. Es muß in einem zwar heißen, aber auf keinen Fall zu heißem Ofen gebacken werden, weil andernfalls wegen der zu starken Bräunung nur unvollkommen ausgebacken werden kann. Man schließe den Wrasenschieber am besten gar nicht.

2. Kartoffelstärke: Pflichtzusatz und höhere Zusätze wie oben. Bei 5% keine Änderung des Betriebes, bei höheren Zusätzen (10–20%) wird der

Anleitung zum Backen von Kriegsbrot

Auf ein sehr nasses und kaltes Frühjahr 1916 war ein niederschlagsreicher und unfreundlicher Sommer gefolgt, sodass allgemein die Feldfrüchte schlecht gediehen waren. Und nun war eine äußerst mäßige Kartoffelernte zu erwarten. Mit welchen Belastungen Mütter mit Kleinkindern im Kriegsalltag umzugehen hatten, zeigte ein Beitrag im Volksblatt: „Die Kartoffelnot in Paderborn dauert in verschärfter Weise fort. Es ist ein trauriger Anblick, wenn man sieht, wie Hausfrauen, ihre Kinder ohne Obhut lassen, dann stundenlang im dichten Gedränge im Rathauskeller oder vor ihm stehen, um einige Pfund Kartoffeln schließlich zu bekommen oder auch nicht.“ Schon im September war der Kartoffelpreis auf 6 Mark je Zentner gestiegen, und im November erhielt die städtische Bevölkerung als Ersatz für die fehlenden Kartoffeln zum gleichen Höchstpreis von 4,75 Mark Steckrüben. Der Paderborner Landrat verbot das Verfüttern von Steckrüben, darauf stiegen in Marienloh die Preise für Steckrüben von bislang 2,50 Mark auf 4,75 Mark. In der sich zunehmend kritischer entwickelnden Ernährungslage sah sich der Bischof gehalten, die Pfarrgeistlichen darauf hinzuweisen, dass das Gebot der Nächstenliebe und zur gegenseitigen Hilfe gerade in dieser Zeit besonders Gewicht habe. Deutschland ging in einen bitteren Winter, der den damals betroffenen noch Jahrzehnte danach als Steckrübenwinter in der Erinnerung gegenwärtig war.

Wie angespannt die Versorgungslage überhaupt in Auswirkung der totalen Blockade war, belegt auch eine Anordnung des für Westfalen zuständigen Generalkommandos in Münster vom 12. August 1916: Fahrradschläuche und Fahrraddecken waren gegen eine Entschädigung von 25 Pfennigen bis zu 4 Mark, je nach Abnutzungsgrad, bei der Amtsverwaltung in Bad Lippspringe abzuliefern. Die Benutzung eines Fahrrades bedurfte der schriftlichen Genehmigung durch die Verwaltung.

In der zweiten Hälfte des Krieges waren mittlerweile die existenzwichtigen Grundnahrungsmittel und die notwendigen Gebrauchsgüter zwangsbewirtschaftet, unterlagen damit der Bezugscheinpflicht. Im Januar 1918, zu Beginn des letzten Kriegsjahres, machte der Lehrer Josef Friedel folgende Eintragung in sein persönliches Tagebuch: „Der ‘Holzschuh’ kommt immer mehr zu Ehren, und zwar in doppelter Weise. Einmal, indem er mehr getragen wird als sonst (selbst Gymnasiasten gehen in Paderborn damit zur Penne), dann auch, weil er an Preis wöchentlich zunimmt. Wer Butter, Eier, Erbsen, Bohnen usw. mitbringen kann, bekam noch immer was nebenbei, ohne Bezugschein, ohne zu mogeln und ohne zu hamstern ist das Leben schwer geworden.“ Hier benutzt der Chronist den Begriff ‘hamstern’ der seit dieser Zeit in unserem Wortschatz eine besondere Bedeutung erhalten hat. Ähnlich wie der heute noch in Mitteldeutschland heimische Nager seine Wintervorräte zusammenträgt, mühten sich allerorten die städtischen Normalverbraucher bei „Hamsterfahrten“ in das Umland einige Eier, Kartoffeln oder ein Stück Speck für die Familie einzuhandeln, eben zu hamstern.

Friedel führt dann fort. Und Raucher können nachempfinden, was er zu Papier bringt: „Am 19. März - mein Namenstag - der Tabak ist alle! Getrocknete Buchen-, Kirschen- und andere Blätter werden mit 5% Tabakblätter (!) gemischt und so als Tabak-Ersatz in den Handel gebracht.“

Als dann endlich im November 1918 der Krieg beendet und verloren war, vergällte die ständig größer werdende Geldinflation die ersten Nachkriegsjahre und verhinderten eine Gesundung von Wirtschaft und Handel. Anfang der zwanziger Jahre verfiel die Geldentwertung in vollen Galopp. Schließlich waren für 2,5 kg Brot Millionen, zuletzt Milliarden Mark zu entrichten, sodass der Lohnempfänger zum Transport seiner Bezüge die Aktentasche oder den Rucksack benötigte. Immer öfter nahmen Geschäftsleute oder Handwerker Papiergeld nur noch ungern, wenn überhaupt, entgegen. So waren mancherorts 1922 für den Haarschnitt beim Friseur 2 Eier statt Geld mitzubringen. Im Frühjahr 1923 mußten im Nachbarkreis Büren zum Beschälen einer Stute vorher je ein halber Zentner Hafer und einwandfreies Heu für den Deckhengst angeliefert werden. Erst Ende 1923, mit der Einführung der R (Renten) Mark begann das wirtschaftliche Leben sich zu normalisieren. Seit 1924 als Reichsmark (RM), regelte die neue Währung den Zahlungsverkehr im Deutschen Reich. Bis zwanzig Jahre später, 1945, mit dem Zusammenbruch am Ende des II. Weltkrieges, abermals der Wert des Geldes verloren ging. Wieder bestimmten Not und - wo möglich -, Tauschhandel den Alltag. Im Juni 1948 erfolgte mit der Währungsreform dann die Einführung der Deutschen Mark (DM), die zum Fundament für den Wiederaufbau nach den immensen Kriegsschäden werden sollte.

Henner Schmude

Quellen: Ortschronik Marienloh
Nachlass Friedel
Westfälisches Volksblatt

Wie ich Libori vor 70 Jahren erlebte!

Bestimmte Feste eines Jahres sind einfach etwas Wunderbares.

Gerne erinnere ich mich immer wieder an die großen und kleinen Feste, die ich als Junge miterleben durfte. So hatte mich das Liborifest mit seinem Kirmesrummel und dem verführerischen Duft von gebrannten Mandeln, türkischen Honig sowie den beliebten Lebkuchen besonders beeindruckt.

Ende der zwanziger Jahre bummelte ich mit meinem Schulfreund, ohne einen Pfennig in der Tasche, über den Liboriberg. Vor einer der vielen Schaubuden hatte sich eine große Anzahl von Menschen versammelt. Wir drängten uns natürlich bis in die vorderste Reihe. Ein exotisch gekleideter Mann mit einem Turban rief aus Leibeskräften von der Schaubühne: „Treten sie näher meine Herrschaften, denn hier sehen sie, was sie noch nie gesehen haben; sie kommen aus dem Staunen nicht heraus!“

Wie von Geisterhand stand plötzlich ein junger Mann vor uns beiden und fragte uns: „Wollt ihr euch 50 Pfennig verdienen? Dafür müsst ihr beiden oben auf der Bühne vor den versammelten Menschen ein Kleidungsstück ausbreiten.“ Dieses verlockende Angebot ließen wir uns nicht zweimal sagen. 50 Pfennig, das war 1929 für uns Kinder ein kleines Vermögen. Dafür bekam man 1 ½ Pfd. Zucker oder 1 Pfd. Margarine oder 9 Eier, oder 8 Salzheringe. Es war die Zeit der großen Arbeitslosigkeit und wer hatte schon für das Vergnügen so viel Geld übrig?

Wir wurden also mit folgenden Worten vorgestellt: „Meine Damen und Herren, diese beiden Burschen zeigen ihnen jetzt das kapitale Beinkleid der dicken Berta.“

Vorsichtig entrollten wir das mit Spitzen besetzte umfangreiche Wäschestück der besagten Dame. Mittels einer Windmaschine wurde das Beinkleid zu einer beachtlichen Größe aufgebläht. Das Publikum kam aus dem Staunen nicht heraus.

Über das schnell verdiente Geld, das wir nicht verplempern wollten, bewahrte ich zu Hause strengstes Stillschweigen. Der nächste Schultag begann mit dem Religionsunterricht. Mit bebender Stimme berichtete der Lehrer: „Rein zufällig gehe ich spät Nachmittags über den Liboriberg und was ich da sehe, übersteigt alles bisher dage-

wesene! Zwei meiner Schüler haben sich auf dem Berg für eine höchst zweifelhafte Tätigkeit zur Verfügung gestellt. Und das sind meine angehenden Kommunionkinder“ ruderte er mit den Händen. Immer wieder beteuerten wir, dass wir uns das delikate Stück nicht interessiert hätte, wir hätten es nur auf das Geld abgesehen.

Damit die präkäre Angelegenheit unter den Tisch fallen sollte, haben wir unser schnell verdientes Geld für Waisenkinder in Afrika zur Verfügung gestellt. Ob es allerdings dahin gekommen ist, daran zweifle ich heute noch, denn in der großen Pause musste ein Schüler fünf Zigarren à 20 Pfennig für den Religionslehrer einkaufen.

Wie sagt doch Eugen Roth:

Ein Mensch möge heut alle Welt,
verdienen möglichst leicht sein Geld.
Doch wird er wild, bezweifelt er,
das er's verdien' besonders schwer.

JoJo.



Die Beke vor dem Ausbau und Umlegung 1972

Zur Beherzigung

Wie schnell vergehen Kindertage,
dahingeeilt dem Strome gleich.
Manches Märchen, manche Sage,
hörten wir da inhaltsreich.
Von Schneewittchen und den Zwergen,
von Dornröschen wunderhold.
Von den Schlössern auf den Bergen
aufgebaut aus lauter Gold.
Die Zeit verging im Meer des Lebens.
Warum nur drüber traurig sein?
Es war doch alles nicht vergebens,
darum lasst die Sorgen nicht herein.
Lustig ist's im Tanz zu schweben,
munter und mit frohem Sinn.
Durch das ganze Erdenleben,
eilt doch alles rasch dahin.
Pfeilschnell Jahr um Jahr verschwindet,
in der Zeiten ewigem Schwung.
Nur wo Fröhlichkeit sich findet,
bleibt das Herze immer jung.

JoJo.